

LITERATUR AUS MOSAMBIK

ERFUNDENES AUS DEM DAZWISCHEN

Zwischen der Sprache von EntwicklungshelferInnen – mögen sie noch so guten Willens sein – und der „Zielgruppe“ vor Ort klaffen oft eklatante Lücken. Ein Essay über sprachliche Missverständnisse.

Von Mia Couto

DER FLUSSWÄRTER

In Mosambik wurde nach der Unabhängigkeit ein Programm zur Kontrolle der Wassermenge der Flüsse installiert. Formulare wurden über die im Land verbreiteten Wasserstationen verteilt, und man begann, die wichtigsten Flussläufe zu registrieren. Dann entbrannte der Zermürbungskrieg und dieses Projekt wurde, wie so viele andere, für mehr als ein Jahrzehnt unterbrochen. Als 1992 wieder Frieden herrschte, nahmen die Behörden das Projekt erneut in Angriff und glaubten, überall wieder bei Null anfangen zu müssen. Allerdings erwartete die Brigade, die eine isolierte Wasserstation im Innern von Zambezia besuchte, eine Überraschung. Der alte Wärter war weiterhin aktiv gewesen und hatte mit Hingabe seine tägliche Aufgabe in all diesen Jahren erfüllt. Nachdem ihm die Formulare ausgegangen waren, ging er dazu über, die Wände der Station zu benutzen, um mit Kohle die hydrologischen Daten, die registriert werden mussten, aufzuschreiben. Die Wände waren innen und außen mit Anmerkungen bedeckt und das alte Haus war wie ein riesiges Buch aus Stein. Voller Stolz empfing der Wärter die Besucher am Eingang und zeigte auf das Türholz: Man beginnt hier zu lesen, um die Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen.

„Die Hoffnung stirbt zuletzt.“, so heißt es. Doch das ist nicht wahr. Die Hoffnung stirbt nicht für sich. Die Hoffnung ist tot. Es ist kein spektakulärer, vorsätzlicher Mord, er steht nicht in den Zeitungen. Es ist ein langsamer und stiller Prozess, der die Herzen aushöhlt, Kinderaugen altern und uns den Glauben an die Zukunft verlieren lässt.

Die Episode mit der Wasserstation wurde zur Nahrung meines Gefühls von Hoffnung. Als würde ich mich erinnern, dass ich mit unsichtbaren Flüssen reden muss und rings um mich herum Wände sein können, die mir helfen, der Versuchung der Mutlosigkeit zu widerstehen.

AUSZÜGE AUS: SPRACHEN, VON DENEN WIR NICHT WISSEN, DASS WIR SIE KANNTEN

1989 war ich als Forscher auf der Insel Inhaca, als eine Gruppe von Technikern der Vereinten Nationen dort landete. Sie waren gekommen, um das zu tun, was man gemeinhin als „Umwelterziehung“ bezeichnet. Ich möchte hier nicht kommentieren, wie dieses Konzept der „Umwelterziehung“ oft als Kaschierung einer messianischen Arroganz daher kommt.

Tatsache ist, dass die mit gutem Willen ausgestatteten Wissenschaftler in ihren Koffern Projektoren mit Dias und Filmen mitführten. Sie kamen mit dem, was sie in ihrer Sprache „education kits“ nannten, in der naiven Hoffnung, mit Technologie ließen sich Verständnis- und Kommunikationsprobleme bewältigen. In der ersten Sitzung mit der Bevölkerung ergaben sich merkwürdige Missverständnisse, die die Schwierigkeit der Übersetzung nicht von Worten, doch von Gedanken offenbaren. Auf dem Podium saßen die Wissenschaftler, die Englisch sprachen, ich, der ins Portugiesische übersetzte, und ein Fischer, der vom Portugiesischen in die lokale Sprache – Chidindinhe – übersetzte. Alles begann nach der Vorstellung der Besucher (rein zufällig waren die meisten von ihnen Schweden). „Wir sind Wissenschaftler“, erklärten sie. Das Wort „Wissenschaftler“ gibt es jedoch in der lokalen Sprache nicht. Der Übersetzer wählte den Ausdruck „inguettha“, was Zauberer bedeutet. Die Besucher wurden so in den Augen dieser Leute zu weißen Zauberern. Der schwedische Leiter der Delegation verkündete (dabei den Status ignorierend, der ihm gerade zuerkannt worden war): „Wir sind hierher gekommen, um im Umweltbereich zu arbeiten.“ Nun aber gibt es den Umweltgedanken als solchen in dieser Kultur nicht. Also auch kein Wort für die genaue Bezeichnung dieses Konzepts. Der Übersetzer zögerte und wählte schließlich das Wort „ntumbuluku“, das verschiedene Bedeutungen hat und sich vor allem auf eine Art Big Bang bezieht, den Augenblick der Erschaffung der Menschheit. Wie Sie sich sicher vorstellen können, waren die Inselbewohner begeistert:

Man hatte ihre kleine Insel ausgewählt, um eine Sache höchst nobler und höherer Metaphysik zu untersuchen. Bereits in der Diskussionsrunde bat derselbe Schwede die Versammlung, die Umwelt-Probleme zu identifizieren, die auf der Insel die meisten Sorgen bereiteten. Die Leute schauten sich halb verstohlen und überrascht an: „Umweltprobleme?“ Nach wechselseitigen Beratungen entschieden sie sich schließlich für das größte Problem: die Invasion der Wildschweine, der „tinguluve“ auf ihren für den Eigenbedarf genutzten Feldern, den „machambas.“ Kurioserweise werden mit dem Begriff „tinguluve“ auch die Geister der Toten bezeichnet, die nach ihrem Ableben krank wurden. Egal ob Geister oder Schweine, der ausländische Berater fühlte sich unwohl bei der Sache mit den „tinguluve.“ Er hatte nie zuvor ein solches Tier gesehen. Die Versammlung erklärte, dass besagte Schweine unter mysteriösen Umständen auf der Insel auftauchten, sich im Urwald reproduzierten und jetzt die „machambas“ zerstörten. Sie zerstören die Machambas? Dann ist es ein Kinderspiel: Wir werden sie abschlachten!

Die Menge reagierte mit betretenem Schweigen. Geister abschlachten? Niemand wollte mehr reden oder zuhören. Die Sitzung endete jäh, das Vertrauen war verletzt – eine Atmosphäre von enttäuschem Vertrauen hing im Raum. Es war schon Abend, als eine Gruppe Ältester an meine Tür klopfte. Sie baten mich, die Ausländer zu rufen, um die Sache mit den Schweinen zu klären. Die Berater kamen, verwundert, weil wir sie aus dem Schlaf gerissen hatten.

WEGEN DER WILDSCHWEINE

Was haben die Wildschweine? Die eigentlich gar keine Schweine sind ... Was sind sie dann, fragten sie, überzeugt, dass ein Geschöpf nicht etwas sein und zugleich nicht sein kann. Es sind fast Schweine. Doch nicht die „eigentlichen“.

Die Aufklärung gestaltete sich immer komplizierter. Die Schweine beschrieb man mit zunehmend vageren Begriffen: „sich wandelnde Tiere“, „zeitweilige Tiere“ oder „von jemandem geschickte Besucher.“ Der Zoologe, der schon



Am Ufer des Sambesi. Foto: Peter Steudtner / PANPHOTOS. COOPERATIVE

müde war, griff zu einem Bestimmungsbuch und deutete auf das Foto eines Wildschweins. Die Inselbewohner betrachteten es und sagten: „Genau das ist es.“ Die Wissenschaftler lächelten zufrieden, allerdings war der Geschmack des Sieges nur von kurzer Dauer, denn einer der nhacas fügte hinzu: „Die Berater vermuteten, glaube ich, dass ich kein guter Übersetzer sei. Daher brauchten sie weder sich noch ihre Art, an einem fremden Ort aufzutreten, zu hinterfragen.“ Wie auch immer die korrekte Übersetzung lautete: Wahr ist, dass die Beziehung zwischen den Beratern und der Ortsgemeinschaft nie gut wurde und auch eine noch so moderne Power Point Präsentation den Makel der anfänglichen Missverständnisse nicht wettmachen konnte.

Wir werden beherrscht von einer reduzierten und utilitaristischen Wahrnehmung, die Sprache zu einer technischen Angelegenheit für Linguisten macht. Doch die Sprachen, die wir kennen – und selbst die, die wir nicht kennen – sind vielfältig und nicht immer mit der rationalen Logik erfassbar, die unser Bewusstsein beherrscht. Es gibt etwas, das sich der Norm und allen Codes entzieht. Diese Dimension des Flüchtigen ist die, die mich als Schriftsteller am meisten fasziniert. Was mich bewegt, ist das Göttliche in den Worten, das nicht nur benennt, sondern erfindet

und Wunder bewirkt. Wir alle sind an kollektive Codes gebunden, über die wir uns im Alltag verständigen. Doch wer schreibt, will etwas sagen, das über den Alltag hinausreicht. Nie zuvor stand unserer Welt so viel Kommunikation zur Verfügung. Und nie zuvor war unsere Einsamkeit so dramatisch. Nie zuvor gab es so viele Straßen. Und nie zuvor haben wir uns gegenseitig so wenig besucht. (...)

Ich bin Biologe und reise viel durch die Savanne meines Landes. In diesen Gegenden treffe ich Leute, die nicht in der Lage sind, Bücher zu lesen. Doch sie können ihre Welt lesen. In diesem Universum bin ich der Analphabet. Ich vermag die Zeichen der Erde, der Bäume und der Tiere nicht zu entziffern. Ich kann keine Wolken lesen und auch nicht die Vorzeichen des Regens. Ich kann nicht mit den Toten reden, habe den Kontakt zu den Ahnen verloren, die uns das Gefühl von Ewigkeit geben. Bei meinen Besuchen der Savanne lerne ich das Einfühlungsvermögen kennen, das mir hilft, aus mir heraus zu gehen und mich von meinen Gewissheiten zu entfernen. Dort habe ich nicht mehr nur Träume, sondern bin selbst träumbar.

In Mosambik leben wir in einer Phase, in der es zu Begegnungen und Fehlbegegnungen in einem großen vor Paradoxien brodelnden Kessel

kommt. Nicht immer dienen Worte als Brücke bei der Übersetzung dieser unterschiedlichen Welten. Für Konzepte, die wir für universell halten, wie Natur, Kultur und Gesellschaft, gibt es nur schwerlich Entsprechungen. Oft fehlen in den lokalen Sprachen schlichte Worte, um diese Konzepte auszudrücken. Und umgekehrt. In europäischen Sprachen gibt es keine Ausdrücke für die Wertvorstellungen und Kategorien der mosambikanischen Kulturen.

Aus: *Mia Couto – e se Obama fosse o africano e outras interinvenções, Caminho, Lisboa, 2009*

Übersetzung aus dem Portugiesischen:
Margrit Klingler-Clavijo
Nachdruck mit freundlicher Genehmigung aus *LiteraturNachrichten* Nr. 113, Sommer 2012
(www.litprom.de)